

Der Mensch im Polizisten

von Doreen Junge, Plön

Ein ganz normaler Montag. Ferienende – das erste Mal wieder Schulbrote schmieren. Der kleine flüchtige Kuss meiner Tochter an der Bushaltestelle jagt mir, jetzt am Abend nach diesem traurigen Tag, einen Schauer über den Rücken. Er bekommt eine neue Bedeutung, auch im Nachhinein.

Auf der Arbeit geht der erste Handgriff an die Tastatur – Computer an. Der zweite Griff wie jeden Tag auf den Knopf des Wasserkochers – erstmal einen Cappuccino. Kopfhörer – wir nennen sie liebevoll Mickymäuse – auf und fremde Leute belauschen: eben ein ganz normaler Tag im Leben eines Polizisten.

Frühbesprechung, alles noch der normale Alltagswahnsinn, aber wenigstens mit Sinn.

Kurz vor zwölf kommt der Chef und bittet alle für halb eins in den Besprechungsraum – ungewöhnlich – ein leiser Zweifel macht sich breit: hab ich an alles gedacht für heute Abend, alles geregelt, das klingt ja schließlich nach einem langen Abend. Schnell noch Mittag essen, damit man für alle Fälle gestärkt ist.

Der Chef erklärt allen, dass er heute etwas neben der Spur ist und trägt uns einen unfassbaren Sachverhalt vor. Ein Kollege wird seit gestern vermisst, ein familiärer Streit ging dem voran. Eine Gänsehaut kriecht wahrscheinlich jedem von uns über den Rücken. Gestern Mittag holte er seine Waffe, das Fach ist noch immer leer. Sein Auto fand man nah der Brücke auf dem Parkplatz – leer, aber ordentlich verschlossen, typisch Polizist. Niemand traut sich etwas zu sagen. Schweigen, wie es eisiger nicht sein könnte. Die Suchmaßnahmen bisher alle ohne Erfolg – hat jemand noch einen Hinweis, eine Idee? Keiner. Man kennt ihn zwar, aber so dicke Freund war man halt nicht. Es folgen verzweifelte Polizistentipps, wo man noch fragen könnte, wen man noch bei der Suche einsetzen könnte. Und doch ahnt jeder, was keiner glauben mag.

Ich sitze unter ihnen, denke darüber nach, dass ich zwar den Namen kenne, aber kein Gesicht hab, zu dem jungen Mann. Jung ist er, das habe ich mitbekommen, gar nicht lang verheiratet und noch ohne Kind. Man weiß nicht, ob man denken sollte, Gott sei Dank noch keine Kinder... Es wird von einem Burn-out gesprochen, in Behandlung war er wohl, doch nun, nun wird er vermisst.

Munkeln, Schweigen...

Der Nachmittag schleicht dahin, ich recherchiere und nun habe ich sein Gesicht. Ich kenne ihn vom Sehen. Jung ist er, noch jünger als ich, selbst noch gar nicht lang dabei, wie ich. Das Gesicht schaut aus dem Bildschirm, lächelt, zeigt wie jung er ist. Eine tiefe Traurigkeit macht sich breit: so jung und scheinbar so verzweifelt. Ich muss es löschen dieses Bild und weiterarbeiten. Mickeymäuse auf und wieder fremde Leben belauschen, das lenkt ab, aber helfen tut es nicht.

Irgendwann kommt der Chef rein, bleich und traurig sucht er das Navi aus dem Schrank: „Sie haben ihn gefunden.“. Mehr sagt er nicht, ich frag nicht mehr. Leere macht sich breit im Raum, da helfen auch die Mickeymäuse nicht. Die Konzentration ist irgendwo in dieser Leere abhandengekommen. Ich kann nicht weitermachen, mach mich auf den Weg nach Hause: ich bin heute der „Kindabholer“.

Unterwegs denke ich darüber nach, wie sehr mich diese Tat, dieser Akt der Verzweiflung mitnimmt. Ich bete: „Finde Deinen Frieden!“.

Seltsam, wo ich doch kein Kirchgänger bin, aber es hilft. Beim „Vaterunser“ kullern mir die Tränen übers Gesicht und ich wundere mich über die Traurigkeit: „...Denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit, in Ewigkeit. Amen.“ Es hilft ein wenig.

Ich frage mich, ob ich wohl so traurig darüber sein darf, weil dieser junge Kollege in seinem letzten Moment nur in Begleitung der Einsamkeit war, wo ich ihn doch gar nicht kannte. Aber es macht mich wohl zum Menschen, zum Kollegen und zum Polizisten, wenn mich diese Tragödie so berührt. Denn schließlich sind wir Polizisten auch nur Menschen – Gott sei Dank.